

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 504. Well, Mister Edithor, ich hen den Philipp, was mein Hosband is, kein Wort von meine Edspierenz mit die Missus Dilpat gesagt, alles was ich gesagt hen, war, daß die Missus Dilpat e artig seine Frau war un wenn ihr Hosband nur halbwegs so diefent war, dann könnt ich es verfeh'n, daß er ihn sellemals das Geld hat hen lasse.

„Lizzie, hat der Philipp gesagt, wenn du dente duhst, daß ich so e Rindvieh war un waarte deht, bis er mich das Geld voluntheilte zurückgewone duht, dann bist du schief gewidelt. In fädt hen ich ihn schon am Dag nach die Partie nit mehr die liebliche Ruh gelasse. Ich hen ihn gesagt, ich müßt jetzt mei Geld hen, bitahs ich wöhl mein letzte Wille mache un er wüßt doch gut genug, daß in so e Dadjument alle Effets in die Kohrt rietordet wer'n müßte. Er deht doch schuhr genug nit gleiche, wenn en Entrie in die Kohrt gemacht deht wer'n, wo sage deht, Lohn an Mister Dilpat inluding Interesse for vier Jahr.“

„Well, Mister Edithor, ich hen den Philipp noch nie mit so stobborn gesehn. Wei, der is ja en rehgeher Njuhl gewese. Ich hen sage könne, was ich gewollt hen, er hat sich nicht davon abbringe losse, heut noch den Mister Dilpat for das Geld zu frage. Ich hätt ihn ja sage könne, daß die Viebels bei Geld hen, un daß ich ericht gethern die Missus Dilpat zwanzig Dahler geleht hen, awer das hen ich nit duhn wolle un wie ich also gar nids mit den Philipp hen anfrage könne, da hen ich gebent, well, dann go ehett, du wertscht ja schon ausfinne.“

„Ich sin auch bei die Wedesweilern gewese. Das hat mich e große Sätisfaktion gewese. Wie ich die verzählt hen, daß die Missus Dilpat bei mich gewese is un an mich gefahlt hat un daß mer Briederschafft gedrukte hen, da is se puttierer gebotet. Se hat weniqtens siwoe Hunnert mal gefagt: Däts neis! un „Gim gläd tuhherit“, awer das hat se doch nit gemeint. Ich hen sie's anfehn könne, daß se vor Wuth un Schelluffie puttierer gebotet is. Se hat am End gesagt: Lizzie, hat se gesagt, ich sin ja schuhr, daß du artig geflättet fühlte duhst, wenn so e Lehdie so neis zu dich is, un wie mer auf deitich sage duht, sich den Weg eweg schmeiße duht, awer ich will dich nur eins sage, sei tehrfull; es is nit alles Gold was glittere duht un ich hoffe, daß du keine böse Edspierenz mit deine neue Freindin mache duhst. Du mußt wisse, so Lehdies sin nit wie mir zwei. Mir hen kein Falsh in Serze gege enanner un wenn mir uns emal die Wahrheit sage, dann geschicht das aus Freindschafft, awer lud auf for Viebels, wo immer Taffie gewese, un wo nur schöne Worte un Klampimente hen, die is nit zu troffe. So viel is e schures Ding, wenn ich die Lehdies hen, dann in ich freundlich un plesent zu se, awer, ich will mit ihre Freindschafft nids zu duhn hen, bitahs dafür muß unser eins immer dheuer bezahle.“

„Sie könne sehn, Mister Edithor, die Wedesweilern hat grad getahft, als ob se ebbes von meine Dummheit wüßt, awer ich hen nids merle lasse. In meine Inseit awer hen ich gedentt, o Wedesweilern, was hast du in dein beschränkte Unnerthans-Verstand so recht!“

„Ich bin mit sehr gemischte Gefühle heim gange un ich sin den ganze Nachmittag in en schlechte Zuhmer gewese. Hunnert mal hen ich mich gefragt, ob ich werlich e Dummheit gemacht hätt, oder ob die Wedesweilern nur tselus war. For Sopper is der Philipp heim komme un hat alliwirer geschmeilt. „Lizzie, hat er gesagt, Persifstentje duht immer gute Riefolts bringe. Ich hen meine zwanzig Dahler un noch fünf Dahler for Interesse vor den Mister Dilpat kriegt; hier is das Geld, was seine Frau gestern for Interesse an ihren Meinungs-Stad gezege hat.“ Er hat mich das Geld gezeigt, e zwanzig Dahler Bild un e fünf Dahler Goldstück — das nämliche Geld, was se mich abgepumpt hat! Well, da sin ich awer doch so mähd geworde, daß ich kein Beis for Sopper hen esse könne. Wart nur, hen ich zu mich gedentt, das Lumpzeug wolle mer schon fiske! Awer ich hen kein Wort zu den Philipp von meine Dummheit gesagt.“

Mit beste Riegards, Yours Lizzie Hanstengel.

„Wahrhaftig, Fräulein Anni, Sie haben eine selten schöne Ohrmuschel.“ „Was nügen mir die schönsten Muscheln, wenn die Perlen drin fehlen!“

„Was meinen Sie, wenn ich mein Drama auf einen Akt reduzieren würde?“ „Da würde ich sehr rathen, es wäre ein Gnadenakt.“

„Sie haben den neuesten Ventbaren gesehen, Herr Gudenpennig? Nun, erzählen Sie!“ „Wissen Sie, als er antam, war 'n Geräusch, 'n Gerassel, als wenn ich meinen Tresor aufschließe!“

„A.: „Empörend, da fährt meine Braut mit einem unbekanntem Herrn im Auto.“ Freund: „Laß sie doch fahren!“

„Durchfallen hätte ich auch ohne Frack können!“



„Gefühvoll.“



„Frau Dimpel (bei einem opulenten Hochzeitsmahl): „Aber Alter, warum heult du denn?“ Herr Dimpel: „Ach, liebe Emerentia, es wäre doch schrecklich, — wenn ich jetzt Vegetarier und Temperenzler wäre...!“

„Gänsetiefel.“



„Du, ich glaub, in der Stadt ham sie Gänse aus Stahl.“ „Hast du sie gesehen?“ „Die Gänse nicht. Aber die Herdern.“

Die Bierbrauerei im dunkelsten Afrika.

Auch im dunkelsten Afrika gibt es regelrechte Gastwirtschaften. Sie sind allerdings primitiver Art, aber bei Jung — Schwarz und Alt wohlbekannt, denn auch der schwarze Landmann liebt es, sich hier von mehr oder weniger zarter schwarzer Hand gegen eine Ziege oder Schwein und schöne, gute Worte als Zugabe, Bombe (Eingeborenenbier) und Schnaps verzapfen zu lassen. Als ich zum ersten Mal der Wissenschaft halber eine solche schwarze Kneipe im Hinterland des Kongos betrat, war ich ganz erstaunt über die zweedmäßige, wenn auch primitive Einrichtung. Die Frau Wirtin wundermild war zwar schon ein ziemlich altes Regener, obgleich sie wohl kaum mehr als dreißig Jahre zählen mochte. In Afrika, dem Lande der schnellwachsenden Pflanzen, verblühen eben auch die Menschen etwas schneller als bei uns. Sechs Jahre lang war sie die „Frau“ eines Weißen gewesen, der nun für immer nach Deutschland zurückgekehrt war, um seine ehemalige „bessere Hälfte“ als nichts weniger als trostlose „Witwe“ zurückzulassen. Warum sollte sie auch trauern? Um den dummen Weißen, der sich eingebildet hatte, daß er von der schwarzen Bibi geliebt werde? Liebe! Einen Weißen lieben! Sie möchte sich ausschütten vor Lachen über diesen einfältigen Weißen, die doch sonst so schlau sein wollen. Wie kann überhaupt ein schwarzes Weib einen weißen Mann lieben? Sie war ein armes Mädel gewesen, die, als sie zu dem gemaltigen weißen Manne kam, nichts weiter befaß, als was sie gerade am Körper hatte — und das war eben auch nicht viel. In den sechs Jahren hatte sie es jedoch verstanden, dem Weißen so viel Geld und Baumwollzeug abzutropfen, daß sie eine Kneipe einrichten konnte. Sie war inzwischen eine gute Partie geworden, der es an täglichen Heiratsanträgen absolut nicht mangelte.

Außer der allgemeinen Gaststube befaß sie auch in ihrer Hütte ohne Fenster ein sogenanntes Honoratiorenzimmer für gelegentliche weiße Besucher. Wurden in dem ersten Zimmer auch nur jene dicken Regener verzapft, die mit Lehmwässer große Nebligkeit haben, so konnte man in dem zweiten Gemach für ein mehr oder weniger blankes Dreimarkstück eine Flasche echtes europäisches Bier erhalten. „Ach, dieses schneidliche warme Geöff“, wird vielleicht derjenige Afrikaner ausrufen, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen. Weit gefehlt, lieber ehemaliger Landsmann! Meine Wirtin war praktischer, denn in Ermangelung eines Bierstellers und Eisstrahls hatte sie die Bierflaschen einfach in die Erde gegraben und dadurch stets ein recht „gut gepflegtes Bier“ auf Lager.

Daß so ein schwarzer Zecher an einem Tage gleich eine Ziege, Schaf oder ein ganzes Schwein vertrinkt, kann nur denjenigen Leser in Verwunderung versetzen, der niemals in Märgen geweilt hat, denn nach schwarzem Geschmaht übertrifft das afrikanische Bier noch das Münchener an Süßigkeit, denn sonst würde er wohl kaum imlande sein, immer noch ein Mäherl zu trinken. Und wie sieht nun so ein „Mäherl“ aus? Es ist doch noch etwas größer, als ein „Ganzes“, aus dem Münchener Hofbräuhaus, das uns bei einem ersten Besuch so sehr in Erstaunen gefehlt hat, denn des schwarzen Zechers, der Bombetopf, umfaßt sicher seine fünf bis sechs Quart. Da er nun für seine Ziege oder Schwein von der Wirtin wundermild fünf oder sechs Mäherl erhält, so ist die Ziege vertrunken, bevor er selbst zum Bewußtsein gekommen ist. Da der schwarze Zecher nicht wie wir den Absud des Getreides genießt, sondern auch dasjenige, was das meiste Geld gekostet hat, die sogenannte Seibe oder Treker, mit denen bei uns die Schweine gemästet werden, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß unter den afrikanischen Jüngsten die gewichtigen Bierbäuche zu finden sind. Wenngleich der moderne Neger sich nach einfacher Art den Morgenkaffee im Bett servieren läßt, zieht es doch der weitaus größte Teil der Schwarzen vor, den „kommenden Tag“ mit einem Generalstich aus dem Bombetopf zu begrüßen.

Schon Emin Pascha schrieb in sein Tagebuch: „Von Bierkopf zu Bierkopf geht der Marsch.“ Er mag es mit gemischten Gefühlen gethan haben, wenn er seine Träger am Morgen nach des Abends Last und Schwere zum Aufbruch treiben wollte. Auch Wihmann scheint bei seiner ersten Afritadurchquerung recht trübe Erfahrungen gemacht zu haben, denn als er nach Sabani in Ostafrika gelangte, mußte der Emwana heri (Bürgermeister) den dritten Teil der Wangwona-Leute ins Ortsgefängnis bringen lassen; die fidele Kerle waren eben, wie das so oft im Leben passiert, auf eine Bierinsel geraten, un sich dort ausFreude über die überhandene Mühsal des Marsches einen „Gewaltigen zu taufen“ und in ihrem Dusef allerlei Exzesse zu verüben.

Das Regenerbier wird aus Bananen, Sorgum (Negerhirse) oder Eleusine (ebenfalls eine Grasart mit hirseartigen Samen) hergestellt. Als festes gilt das letztere, das einen ziemlich bitteren, kräftigen Geschmaht hat, während das aus Sorgum hergestellte stets nach Kleister riecht und schmeckt,

das Bananenbier dagegen läßt sich nur dann trinken, wenn die Gärung der Flüssigkeit so weit vorgeschritten ist, daß sie sauer riecht. In dieser Zustand eingetreten, so ist der schwarze imlande, ganz gewaltige Mengen dieses edlen Nasses zu vertilgen, ohne von Trunkenheit befallen zu werden. Da das Bier sehr nahrhaft und dick ist, sind alle tüchtigen Zecher dafür um so sparsamere Esser. Oft wird dem Bier auch etwas Honig oder frische Milch zugefügt. Eigentliche Trintgelage kommen fast nur bei festlichen Gelegenheiten vor, die bei den Negeren aus jedem wichtigen Anlaß stattfinden. Im Gegensatz zu unseren Festlichkeiten beginnen die Neger mit diesen Gelagen meistens schon zeitig in der Früh. Frauen und Kinder nehmen an solchen schweren Eihungen nur insofern theil, als man ihnen gelegentlich eine Schale des Getränks zutommen läßt, von dem gegest wird. Im Hause jedoch trinten sie gerade so gut Bier, wie die Männer, und auch noch ziemlich kleine Kinder bekommen ihr Maß reichlich zuteilt, wie der Neger so überhaupt seinesgleichen gegenüber sehr freigebig ist. Wie oft war ich Augenzeuge, daß bei einem Schnapsgelage nach einem glücklichen abgeschlossenen Tauschhandel kaum einjährige Kinder auch ihr Gläschen Füsel abtroteten.

Das bei den Julius aus Koffentoren und Regenerbier gebaute Bier trägt den Namen Uthwala. Das Brauen dieses Bieres geschieht in ähnlicher Weise wie bei uns, indem man das Kaffentoren durchAmeisen und nachheriges Dörren in Malz verwandelt. Dieses wird dann zerqueulst, in großen Gefäßen mehrfach aufgetocht und an einen kühlen Ort zur Gärung hingeseht. Sobald diese hinreichend gewirkt hat, wird das Getränk durch einen aus Gräsern geflochtenen Beutel (unseren Kaffeebeutel nicht unähnlich) gefeilt und das Bier ist fertig.

Interessanter noch ist der Brauerbetrieb bei den westafrikanischen Eingeborenen, dem der Anbau der Getreide oder Hirse vorangeht. Steht die Ernte vor der Tür, so ziehen Männer und Weibsin aufs Feld, um den fürnertragenden Teil der Aeblen abzuschneiden und in kleinen Getreidebüscheln unterzubringen. Diese Getreidebüschel bestehen aus einem aus Ruten zünberlich geflochtenenGefäß, das auf kreisförmig eingerammten Stützen ruht. Darüber befindet sich ein aus Bananen- oder Palmblättern hergestelltes Dach, das so dicht ist, daß es jede Feuchtigkeit fern hält. Ist die Ernte beendet, so werden die Aeblen auf Tiersellen, die auf der Erde ausgebreitet werden, ausgelept und die Körner zu Mehl durch Zerreiben auf einem Stein, oder Stampfen in einem Mörser verarbeitet.

Besichtigen wir eine solche afrikanische Bierbrauerei, meistens nur eine kleine Hütte, etwas näher, so werden wir sicher von der Zweedmäßigkeit bei aller Primitivität überrascht.

In Brühhöhe liegen auf einem Latenaestel mehrere halb so lange und breite Bretterbohlen in einem schwachen Winkel schräg aufwärts gerichtet nebeneinander. Zu beiden Seiten trägt jede eine 5-6 Zoll hohe Leiste, welche mit Bananenblättern so telegt sind, daß viele den unteren Rand des Brettes noch ein Stück überragen, wo sie von der Seite her zu einem Trichter zusammengefaßt werden. Ueber das Kopfende aller Bretter läuft eine Rinne, die am Grunde Löcher in aifehnen Abständen von einander aufweist. Mit einem Brei aus reifen, zerstampften Bananen werden diese Blätter gleichmäßig besetzt. Dann wird unter den Bananenblatt - Trichter ein Thontrug gestellt u. in die Rinne aus einem hochgestellten Topf, der am Rande eine Ausflußröhre besitzt, ein Wasserstrom geleitet. In einzelnen kleinen Strahlen fließt dieser dann durch die Löcher ab, durchfließt den Brei und gelangt als zudersaftiger, trüber Saft in den Thontrug. Diese Brühre wird auf die bereits aufgequollenen Hirseförner, welche in einem länglichen, hölzernen, einem Schweinebrag nicht unähnlichen Gefäß untergebracht sind, gegeben. Durch diese Prosedur erhält das Gemisch schon einen gewissen Zudergehalt. Nachdem man dieser Maische noch eine durchAbkochen aus dem Getreide gewonnene Brühe hinzugefügt hat, wird sie in dickflüssige, zwanzig und mehr Quart fassende höls- und fupflose Thon- und Holzgefäße übergefällt. Diese riesigen Bierkrüge, Bombetöpfe genannt, haben die verschiedenartigsten Formen. Oft bestehen sie nur aus einem hohen Stammstück, das oben und unten durch ein Tierfell geschlossen wird. Für große Bombequantitäten werden die bereits oben erwähnten Schweinebrag benötigt, welche so viel von dem herrlichen Naf hergen, daß oft 8-10 Männer zum Transport nötig sind. Als Schöpfgefäße dienen ausschöbte, halbförmige getrocknete Kürbisschalen oder dicken ähnliche Holzgefäße, denen zuweilen am oberen Rand in einem Loch ein gerader, langer Stiel als Griff eingefügt ist.

Kindermädchen: „Herr Professor, hier bringe ich Ihnen den kleinen Erich.“ Professor: „Ach, habe jetzt keine Zeit. Legen Sie ihn einzuweisen unter den Briefbeschwerer!“

Nur keine Angst: die in Chicago geschlachteten Pferde sind die stolzen Kasse, auf denen vor einigen Monaten die Prosperität geritten kam, nicht.

Beschränkung im Verbrauch.

Die neueste Nummer von Bradstreet's Zusammenstellung der Lebensmittelpreise, die sich auf sechshundneunzig Arten erstreckt, befähigt statistisch, was jeder schon praktisch am Geldbeutel erfahren hat, daß dieselben bis zu Beginn dieses Jahres die soweit höchste Höhe erreicht haben. Sie wird mit 9.2310 angegeben, während der früher höchste Stand, am 1. März 1907, sich auf 9.1293 stellte. Die Steigung ist ziemlich gleichmäßig gewesen und dabei zu bemerken, daß dies in der ganzen Welt stattgefunden hat. Wenn der Kongreß die beantragte Untersuchung aufnimmt, wird er das bei vergleichender Beobachtung von vornherein bestätigen finden. Ob die gegenwärtige Preiseshöhe anhalten oder größerer Willigkeit wieder Platz machen wird, darüber sind die Ansichten geteilt. Die Ursachen, die zu der heurigen Lage geführt haben, werden voraussichtlich geraume Zeit weiterbestehen, größere Nachfrage als vorhandenes Angebot, weil die Produktion nicht mit der wachsenden Bevölkerungszahl Schritt gehalten hat, wogegen freilich in Rechnung zu setzen ist, daß die höheren Preise wieder zu größerer Produktion anspornen. So wird man wahrscheinlich demnächst den Baumwollbau verdränglichen Aufschwung nehmen sehen. Es ist noch nicht so lange her, daß Rohbaumwolle vier bis sechs Cents brachte und ökonomischer Unverstand sogar bis zumVerbrennen eines Teils der Ernte schritt, um das Ueberangebot im Markte zu verringern. Der Pfleger beschränkte die Zahl seiner Aecker und versuchte es mit dem ihm gebotenen Naf, den Bau von Feldfrüchten mehr zu kultivieren und so seine Einnahmen zu verbessern. Jetzt ist, obgleich England, Deutschland, Frankreich in ihren Kolonien den Baumwollanbau lebhaft fördern, um das Material aus eigenem Gebiet ziehen zu können, der Preis auf sechszehn Cents gestiegen und als natürliche Folge kann man voraussetzen, daß die Pflanzung für das kommende Jahr in bedeutend vergrößertem Maße aufgenommen werden wird, was voraussichtlich ein Fallen des Preises zur Folge haben wird, wenn auch der Pfleger sich der Hoffnung hingeben mag, daß der Abschlag nur ein verhältnismäßig geringer sein wird. Das muß sich dann nach Maßgabe der Produktion und der Nachfrage ergeben. Ähnlich verhält es sich mit allen anderen Bodenprodukten, wobei natürlich die Grenze des bebauungsfähigen Arealis in Betracht gezogen werden muß. Wo diese erreicht ist, wird man sich auf dauernd hohen Preis einrichten müssen. Für die Fleischproduktion aber, die jetzt im Vordergrund des Interesses steht, ist diese noch nicht erreicht.

Unter den letzter erörterten Ursachen der Theuerung ist auch die verschwendende Wirtschaftsführung der amerikanischen Haushaltung erwähnt worden. Damit ist ein Punkt berührt, der wohl Beachtung verdient. Es ist oft gesagt worden, daß in europäischen Ländern eine Hausfrau mit dem, was hier unbenutzt aus der Küche weggeworfen wird, eine Familie ernähren könnte, und das wird für die speziell amerikanische Wirtschaft zum Theil stimmen, auch weist man darauf hin, daß es nicht immer die „heuersten Stücke“ Fleisch sein müssen, die eine gute Mahlzeit machen. Wenn die Führerinnen der Haushaltung, wie das in deutschen Familien der Fall ist, fleißig das Kochbuch zu Rathe ziehen wollten oder es so studiert hätten, daß sie jederzeit ein praktisches Examen bestehen könnten, würde man weniger von Verschwendung reden können, würde das Wirtschaftsgeld weiter reichen u. der Verbrauch sich in möglicheren Grenzen halten, als dies jetzt der Fall ist. Das könnte auf denMarkt und seine Preise wesentlichen Einfluß haben. Es ist zuvor, seit Jahren, schon viel darüber gesagt und geschrieben worden, aber nie war die Gelegenheit, es recht nachdrücklich zu betonen, so günstig wie gerade jetzt. Die gegenwärtige Theuerung sollte eine gute Lehrmeisterin gegen die Verschwendung in der Küche sein.

Staaten und Bund.

Die Gouverneurs-Konferenz hat ein ausgeprochenes Gefühl und Bewußtsein der Staatsouveränität zutage gebracht, wie wir schon an der Behandlung der Wassertraktfrage gezeigt hatten. Es entspricht dies dem Gedanken, in dem sie einberufen war. Rosenfeld war zwar von dem überschattenden Einfluß des nationalen Interesses sehr durchdrungen, wovon seinerzeit Sekretär Root sehr deutlich Zeugnis ablegte, und Präsident Taft huldigt ebenfalls diesen Ideen, aber diese zweite wie die erste Konferenz waren doch in der Erkenntnis einberufen worden, daß zur Ergänzung nationaler Gesetzgebung staatliche Mitwirkung unerlässlich sei, um zu einheitlichem Ziele zu gelangen. Das ist denn auch von den Gouverneuren sehr nachdrücklich betont worden, wenn auch im wesentlichen der Schwerpunkt dieser Konferenz auf die Verhandlung über Maßnahmen gelegt worden war, die in der Verfassung nicht, wie die Bankrottgesetzgebung, dem nationalen Kongreß überwiesen worden

sind, die aber, wie die Ehegesetzgebung, familiäre Maßregeln und dergleichen, in allen Staaten unter denselben Gesichtspunkten und möglichst gleicher Form behandelt werden sollten. Was in dieser Beziehung angebahnt worden, wird später in den Verhandlungen der Staatslegislaturen weiter verfolgt werden. Aber dabei ist die Konferenz nicht stehen geblieben, in ihre Verhandlungen ist auch die Frage hineingezogen worden, inwiefern in neueren Maßnahmen der nationalen Gesetzgebung die Staaten ihre Rechte zur Geltung bringen sollten.

So zum Beispiel betreffs der Eisenbahngesetze. Gouverneur Eberhart von Minnesota brachte dies mit einem Beschlusvorschlage zur Sprache, der die Jurisdiction der Staats- und der Bundesgerichte bezüglich des Zwischenstaatlichen Verkehrs behandelte. Die Absicht ist, den Staaten das Vorrecht gerichtlicher Verhandlung zu geben, wo bestehende Gesetze eine Methode vorschreiben, nach welcher die Anordnungen einer staatlichen Verkehrskommission der Revision durch ein Staatsgericht unterworfen sind und dieses das Recht hat, die Anordnung, bis die Revision stattgefunden hat, zu suspendieren. Die Bundesgerichte sollten sich da nicht einmischen können, so lange nicht die höchste Rechtsautorität im Staate ihren Spruch abgegeben hat. Wo aber ein Staatsgericht keine solche Befugnis hat, da sollte dann ein Bundesgericht die erforderlichen Schritte tun dürfen.

Zur Begründung seines Vorschlages erklärte der Gouverneur, es seien häufig Reibungen dadurch entstanden, daß die Bundesgerichte sich in Anordnungen der Staats- Eisenbahntunmissionen einmischten, wobei weniger gegen die Anwendung der Bundesautorität zu protestieren gewesen sei als gegen die Art der Behandlung. Es würden weit weniger Differenzen entstehen, wenn die Bahnen, und die Inhaber von deren Wertpapieren, genötigt wären, die vom Staate gebotenen Mittel zu erschöpfen, ehe sie sich an die Bundesgerichte wenden. Anders würde die Sache sich halten, wenn das vom Präsidenten vorgeschlagene Handels- und Verkehrsgericht die Befugnis hätte, Anordnungen der Zwischenstaatlichen Verkehrskommission einer Prüfung zu unterziehen; dann würden Berufenen an dieses zu richten sein, das dann auch Einbalkenbefehle gegen die Anordnungen der Staatskommission erlassen dürfte, inwieweit aber solle die staatliche Autorität zunächst berücksichtigt werden.

Der Beschlusvorschlage gelangte nicht zu sofortiger Annahme, sondern wurde an einen Ausschuß zur Berathung und späterer Berichterstattung überwiesen, er fand aber durchweg beifällige Aufnahme. Zu bemerken ist, wie lehter schon gesagt, daß es namentlich Vertreter der mittleren und westlichen Staaten waren, welche die Staatsouveränität hervorkehrten, ein Zeichen, daß bei den kommenden nationalen Maßnahmen das große N nicht so sehr mehr Geltung haben wird, wie der Lauf der Dinge während des letzten Jahrzehntes anzudeuten schien.

Zimmer-Geschäftsmann.

„Frau Anna: „Mein Vater ist doch durch und durch Geschäftsmann.“ Herr. Bertha: „Wieso denn?“ Frau Anna: „Na, als mein Bräutigam um meine Hand bei ihm anhielt, da meinte er: „Nehmen Sie sich um; Umtausch aber nur in den ersten acht Tagen gestattet.““

Eine gute Frau.

„Meine Frau ist beispiellos gut gegen mich. Sie zieht mir sogar eigenhändig die Stiefel aus.“ „Wenn Sie vom Glase Bier zu Hause kommen?“ „N — nein, wenn ich hingehen will!““

„Hörst, Alter, da lese ich alleweil von der Bestie im Menschen, — was ist denn das?“ — „Dös — hm — na, da ist wahrscheinlich der Bandwurm damit gemeint.““

In Baltimore veranstaltete ein Verein ein Konzert, dessen Programm nur Nummern getrönter Häupter umfaßt. Soffentlich machte das Konzert einen majestätischen Eindruck.

Abgestift.



„Die lieben, kleinen Hände. Mein ganzes Leben möchte ich sie in den meinen halten!“ „Werden sie Ihnen da nicht einschlagen?““